Simerls guter Tag.

Eine Legende aus Tirol von Rudolf Greinz.

Der Simerl, der alte Haderlump im Armenhaus, war von der Gemeindekasse schon längst auf das Konto der lästigsten und überflüssigsten Ausgaben gesetzt worden. Wenn der Gemeindeschreiber endlich einen dicken Strich über das dem Simerl gewidmete Blatt hätte ziehen können, dann wäre wenigstens nach dieser Richtung kein Geld mehr „außig'worf'n" gewesen.

Das sah jeder im ganzen Dorf ein, vom Vorsteher bis zum Armenvater und vom Kirchprobst bis zum Nachtwächter. Nur der am meisten an der Sache Betheiligte, der Simerl selbst, wollte es noch immer nicht einsehen, wie „übrig" er eigentlich auf dieser Welt war. Sonst hätte er sich schon längst empfohlen und der Gemeinde die Unterhaltungskosten für seinen sterblichen Leichnam erspart. Für die Begräbnißkosten wäre man ja schließlich noch gerne aufgekommen.

Der Simerl hatte es seiner Lebtag lang nie zu was Rechtem gebracht. Von allem Anfang an war er unvorsichtig in der Wahl seiner Eltern und kam bei einem armen Häusler auf die Welt, wo er das Dutzend Kinder gerade voll machte. In der Jugend wurde er bei den einzelnen Bauern als „Goasbua" verwendet, dann ging er bei einem Maurer in die Lehre und trieb sich überall im Land und „auswärts" herum, wo es eben Arbeit gab. Als dann die alten Knochen ihre Schuldigkeit nicht mehr recht thun wollten, kam er in der Fremd' draußen ins Spital. Die ohnedies nicht reiche Gemeinde zuhinterst im Zillerthal mußte mehrere Monate den Simerl unter den fremden Leuten „aushalten", als wenn er nicht ebenso gut daheim hätte erkranken können! Aber ein eigensinniger Schädel war der Simerl schon immer gewesen!

Endlich wurde er in seine Heimath abgeliefert; und da blieb nichts übrig, als ihn ins Armenhaus zu stecken und dort zu füttern, obwohl es nach dem Ausspruch maßgebender Personen um jeden Bissen für einen solchen unnützen Menschen ewig schad' war! Früher hatte er auch nicht heimgefunden! Jetzt wäre man gut genug, weil er schon die ganze Welt „ausgetortelt" (durchschlendert) sei!

Der Simerl griff im Anfang noch da und dort zu. Es war aber nichts Rechtes mehr. Und zuletzt stand er bei jeder Arbeit mehr im Weg, als er nützte.

Er war bereits ein Achtziger. „Wenn der Herrgott an Menschen, der was zu bedeuten hat auf derer Welt, so lang leben laßt" — meinte selbst der hochwürdige Herr Pfarrer — „nachher hat die ganze Welt an Vortheil davon. Aber so a armer Hascher, der si selber und den Leuten nur im Weg is, wär' wohl auch im Himmel droben besser aufa'hoben!"

Der Simerl mit seinen achtzig und noch einigen Jahren „auf'm Buckel" ließ sich aber trotzdem nicht überzeugen. Im Gegentheil, er hatte noch immer seine Freud' am Leben. Am glückseligsten war er, wenn er wieder etliche Kreuzer „auf an Tabak" oder auf „a Stamperl (Gläschen) Schnaps" zusammengebettelt hatte.

Dann konnte der alte Armenhäusler ganz aufgeräumt werden und meinte gewöhnlich, wenn ihn einer aufzog, daß das Unkraut halt doch nicht verderben könne; sonst wäre er längst schon nimmer da —: „Ja, weißt, mit mei'm Leben is's ganz a eigene Sach'. Wenn du schön stad (still) bist, nachher will i dir's schon anvertrauen. I hab' nämlich a viereckige Seel' — und dö fahrt durch a rundes Loch so viel schwer aus! Sonst hätt' i sie schon längst ausg'schnauft! Magst mir's glauben oder nit — aber es wird do völlig so sein! Aber verrathen darfst mi beileib' nit! Sonst muß i am End' no zum Tischler und mir mei' Seel' rund hobeln lassen!"

Ostern stand vor der Thür. Der Schnee lag noch überall im Thal. Erst von Schlitters am Eingang des Zillerthales an und in den Niederungen des Unterinnthals begann es langsam aper (aufzuthauen) zu werden. Weiße Ostern waren einem ziemlich milden Winter gefolgt. Kaum hie und da ein leises Anzeichen des herannahenden Frühlings. Nach Sonnenuntergang erhob sich regelmäßig der eisige Firnwind, der über Nacht alles wieder gefrieren ließ, was die Sonne vielleicht tagsüber aufgethaut hatte ....

Die „herrischen Stadtfrack" (Stadtleute) haben manchmal sonderbare Einfälle. So kam auch eines Tages im untersten Zillerthal ein Maler daher, der wohl direkt aus dem Narrenhaus ausgebrochen sein mußte. Einem vernünftigen Menschen konnte es ja doch nicht einfallen, „mitten im Winter" in den Bergen herum zu traxeln.

Die Kreuzwirthin, wo der „Pinselwascher" Herberge nahm, maß den Fremden fast mit mißtrauischen Blicken. Als der Maler zur Erklärung seines etwas seltsamen Begehrens anführte, daß er vor allem Ruhe und „Stimmung" brauche, wurde die brave Kreuzwirthin ganz konfus.

„Ja a Ruah kann i dem Herrn schon verschaffen", meine sie — „wenn's halt an die Sonntag' a bisserl an Spitakel absetzt, darf's der Herr nit übelnehmen. Aber mit der Stimmung oder wia dös Ding heißt, wird's schlecht ausschauen. Fleisch giebt's halt iatz nur a Schöpsernes. Wenn dös der Henn nit mag, muß i ihm halt a Hennbl abstechen!"

Der Maler hielt sich die Seiten vor Lachen, da er seine „Stimmung" plötzlich unter die ländliche Speisekarte versetzt sah. Warum mußte er auch in den hintersten, von Fremden wenig aufgesuchten Winkel des Zillerthales flüchten! In einer der vorderen Gemeinden wäre er vielleicht eher verstanden worden. Die Kreuzwirthin nahm schier beleidigt Reißaus und stellte eine halbe Stunde später dem Fremden aufs Geradewohl einen appetitlichen Schöpsenbraten mit beigelegten Kartoffeln und eine halbe „Reathel" (Rothwein) auf den Tisch.

Daß der Eindringling kein gewöhnlicher „Tuifelemaler" (ländlicher Marterl- —Votivtafel — Maler) sei,, das schlossen die Dorfbewohner namentlich aus zwei Umständen. Einmal malte er gleich am nächsten Tage den alten Hennenstall beim Kreuzwirth ab. Und den konnte er unmöglich auf einen „Marterl" brauchen. Dann zahlte er dem Feuchtenbauer für eine uralte Truhe, die man schon längst auf den Estrich gestellt hatte, einen blanken Fünfer.

Wenn dieser Umstand schon manchen an dem gesunden Verstand des Fremden zweifeln machte, so war man allgemein davon überzeugt, daß er „a Raderl z'viel oder z'wenig im Oberstüberl" haben müsse, als er sich dem Simerl zum Kreuzwirth bestellte, um ihn abzumalen.

Der Armenvater hatte dem Simerl eigens ein Sonntagsgewand geliehen, damit er nicht gar so „zerschlamt" (zerlumpt) wäre, wenn er dem fremden Herren seine Aufwartung mache. Da war aber der Armenvater und der Simerl gleich schlecht dran gekommen. Der Maler schickte den Armenhäusler sofort wieder heim, daß er sich umziehe — und der Simerl mußte trotz des energischen Einspruches der Kreuzwirthin doch in seinem „G'schlamp" erscheinen.

So wurde er gemalt — nicht ohne daß er sich's von dem „Herrischen" zuvor ausbedungen hätte: auf ein „Marterl" dürfe er nicht hinauf kommen, weil sonst die Leut' „grad' wieder überflüssig z'reden hätten, daß si der Simerl no früher sei' Marterl hab' malen lassen, bevor ihn der Teufel g'holt hätt'!"

Als die Sitzung vorüber war, drückte der „Herrische" dem Simerl ein blankes Guldenstück in die Hand.

Der Simerl glaubte zuerst seinen Augen nicht trauen zu dürfen und meinte, der Maler wolle ihn nur „für an Narren" haben. Seine kühnsten Hoffnungen hatten sich höchstens zu „an Glaserl Wein" verstiegen. Und jetzt gar ein ganzer Gulden! So viel Geld hatte der Simerl seit Jahr und Tag nicht mehr sein eigen genannt.

Es war ihm völlig unheimlich zu Muthe, da er von dem Fremden sich verabschiedete. Als er die Thüre schon längst hinter sich geschlossen hatte, bedankte er sich noch die ganze Stiege hinunter bis vor die Hausthür hinaus: „Vergelt's Gott z'tausendmal! Vergelt's Gott z'tausendmal in Himmel aufi und hundert Jahr' nach der Ewigkeit!"

Als der Simerl ins Freie trat, schien ihm der Himmel voller Baßgeigen zu hängen. Am liebsten war es ihm, daß niemand von seinem Schatz wußte. Er umklammerte den Silbergulden im Sack krampfhaft mit der Hand und schmiedete auf dem Heimweg die abenteuerlichsten Pläne.

Er hatte schon genau ausgerechnet, wie viel „Packerle Ordinari" (Päckchen ordinären Rauchtabak) er für das Geld bekäme, wie viele „Stamperl" Schnaps und wie viele „Vierteln" Wein. Nur war er sich noch nicht darüber im klaren, in welcher Waare das Kapital eigentlich am besten angelegt werden sollte.

Endlich beschloß er, sich ganz auf eigene Faust einen „guten Tag" zu machen, so recht einen Festtag nach dem jahrelangen Leben im Armenhaus, wo es an den Werktagen nichts gab, als Brennsuppe und Erdäpfel, und am Sonntag Erdäpfel und Brennsuppe.

Unter Tags war der Simmerl ganz verloren. Er rechnete fortwährend an seinem „guten Tag". In der Nacht konnte er kein Auge zuthun, da er in den künsten Phantasien befangen war. Die größte Rolle spielte ein gebackenes Kälbernes mit Salat. Das hatte der Simerl einmal vor zwanzig Jahren bei einem Firstenfest gegessen, als der Dachfirst eines neugebauten Hauses vollendet und mit bunten Fähnlein verziert war und man den Baumeister und den Hausherrn hochleben ließ.

So war es Ostersamstag geworden. Der Simerl hatte seinen festen Plan gefaßt. Seinen guten Tag wollte er gleich heute feiern. Das Geld im Sack schrie ordentlich danach. Aber seiner Heimathsgemeinde wollte er durchaus die Ehre nicht anthun den Gulden dort zu „verblasen" (verbrauchen). Da hätte er ihn zur Kreuzwirthin tragen müssen, weil in dem kleinen Dorf kein anderes Wirthshaus war. Der Kreuzwirthin wollte der Simerl die große Einnahme jedoch nicht gönnen; denn die war als geizig weit und breit verschrieen und hatte nie das Geringste umsonst ihm zukommen lassen. Nicht einmal einen „Bierputzer" (Bierschnaps) hatte sie dem Simerl jemals aufgekreidet.

So beschloß der Simerl, mit seinem Schatz auszuwandern. Aber wohin? Seine Wahl fiel auf Zell am Ziller. In dem dortigen stattlichen Löwen-Wirthshaus hatte man ihn vor Jahren einmal umsonst über Nacht behalten und sogar noch ein warmes Abendessen dazu geschenkt. Dort sollte also in dankbarer Erinnerung der gute Tag gefeiert werden.

Zu Mittag blieb der Simerl noch im Armenhaus; denn es fiel ihm nicht im Schlaf ein, der Gemeinde eine ganze Portion Brennsuppe und „Erdäpfel in der Montur" zu schenken. Um so besser sollte es ihm dann in Zell schmecken.

Nach dem Mittagessen machte sich der Simerl verstohlen auf den Weg. Es war ein düsterer kalter Tag draußen. Der ganze Himmel war mit grauen Schneewolken bedeckt. Das verdroß aber den Simerl wenig. — Mochte der Himmel seinetwegen das verdrießlichste Gesicht dazu schneiden! Ihm sollte er den heutigen Tag nicht verbittern!

Es war spät am Nachmittag geworden und die Dämmerung bereits eingetreten, als der Simerl, der für sein Alter noch ziemlich rüstig ausschritt beim „Löwen" in Zell anlangte. Die Bauern kamen eben von der Kirche, wo die Auferstehungsfeier gerade vorüber war.

Der Simerl trat im Vollbewußtsein seiner Zahlungsfähigkeit in die Wirthsstube, die sich von Minute zu Minute mehr füllte.

„Kellnerin, a Halbe Wein, aber an guaten, nit etwa a „G'süff" (schlechtes Getränk), klopfte er auf den Tisch.

„Schau! daß er für di vielleicht nit guat g'nuag is!" gab ihm die Kellnerin, ein schneidiges Unterinnthaler Diandl zurück.

„Glaubst vielleicht, i hab' koa Geld im Sack!" drehte der Simerl auf. „I bin nit auf der Brennsuppen daher g'schwommen (d. h. ich bin wer)! I kann's beim Kreuzer zahlen auch, was i mi anschaff'!" Dabei warf er den Silbergulden auf den Tisch, daß er nur so klingelte, schob ihn aber gleich darauf wieder ängstlich und hastig in den Sack.

„Ja, was willst denn nachher für an Wein?" fragte die Kellnerin ganz zuthunlich. „Soll i dir vielleicht gar an Spezial bringen?"

„Natürlich an Spezial!" entschied der Simerl.

„Heut' gibst du's amal nobel!" ließ ihn ein Bauer an seinem Tisch an, der den Simerl gut kannte. „Hast gar am End' an Haupttreffer in der Lotterie g'macht?"

„Man kann's nit wissen!" schmunzelte der Alte ganz verschmitzt und schenkte sich seelenvergnügt von dem Wein ins Glas, den die Kellnerin inzwischen gebracht hatte.

An dem Tisch des Simerl hatte sich bald eine größere Gesellschaft zusammen gefunden. Der Bekannte des Armenhäuslers, ein wohlhabender Bauer, der auch eine große Brettersäge besaß, meinte: „Mir scheint, es is nit viel Aussicht vorhanden, daß i mit dir amal a G'schäft mach!

„Aha", du meinst, wenn amal a Todtentruchen für mi b'stellt werden muß!" lachte der Simerl. „Du, da mach' dir ja ka Hoffnung nit drauf! 's Leben g'freut mi von Tag zu Tag mehr. I glaub' völlig, i bleib' auf der Welt übrig, damit wer da is, der ekre Geldsäck' zählt!"

So gab eine neckische Rede die andere. Es war inzwischen Nacht geworden. Der Simerl hatte bereits eine riesige Portion gebackenes Kälbernes sammt einer Schüssel voll Krautsalat bewältigt und schon die zweite Halbe Wein vor sich stehen. Das ungewohnte Getränk begann ihm gewaltig gegen den Kopf zu steigen. Er wurde „truzfidel" und kramte allerhand „Trutzg'sangerl" aus, so daß die ganze Stube ihre Unterhaltung mit dem Alten hatte.

Endlich machte man noch ein „Karterle" (Kartenspiel), einen ordentlichen „Perlapper" (Tiroler Kartenspiel), bei dem der Simerl dem Saagschneider eine ganze Halbe Wein abgewann. Als er auf diese Weise die dritte Halbe in Angriff nahm, begann es ihm vor den Augen schier etwas „damisch" zu werden.

Draußen schneite es, was es nur vom Himmel herunterbrachte. Man hätte glauben können, morgen sei Weihnachten statt Ostersonntag. Dafür war es in der geräumigen Wirthsstube um so gemüthlicher. Die Wirthin hatte in dem großen Kachelofen tüchtig „eingeheitet" (eingeheizt) und setzte sich zu ihren Gästen an den Tisch. Die meisten Bauern waren schon heimgegangen. Nur die „Karter" saßen mit dem Simerl noch wie angenagelt zusammen.

Der Simerl gewann einem andern Bauer noch eine Halbe Wein ab. Wein habe er jetzt genug meinte er. s wäre ihm lieber, wenn sein Gewinn in Schnaps umgewechselt würde. „Aber a guater muß's sein! Mindestens a Kronewitter!"

Auf diese Weise war es schon fast Mitternacht geworden. Die Perlapper-Partie war auch zu Ende. Einer nach dem Andern verabschiedete sich. Auch der Sagschneider schickte sich heimwärts. Schließlich war der Simerl mit der Wirthin und mit der Kellnerin, die in einer Ecke „napzete" (einnickte), allein in der Stube.

„So, iatz is's auch Zeit, daß i ni hoam zapf' (heimmache)! sagte er. Kellnerin zahlen!"

Zu seiner großen und freudigen Ueberraschung erfuhr er jedoch, daß der Sagschneider bereits seine ganze Zeche berichtigt hatte. „Es gibt do no guate Leut' auf der Welt!" erklärte der Simerl gerührt und erhob sich von seinem Stuhl, um die Stubenthür zu suchen.

Mit den Worten: „Du wirst do nit bei dem grauslichen Wetter no so an weiten Weg machen wollen!" suchte ihn die Löwenwirthin zurück zu halten. „Du kannst ja bei uns übernachten!"

„Dös gieng mir ab!" rief der Simerl lustig. „I muß schaun, daß i vor Tagesanbruch hoamlich in mei' „Armenteuschen" (Armenaus) z'ruck komm'! Wenn dö mi in der Fruah nit finden, laßt mi' der Vorsteher am End' gar durch'n Nachtwächter austrommeln, ob niamand 'n Simerl g'funden hat, weil sie mi alle mitander zum Fressen gern haben!"

Sprach's, und war bei der Thür draußen. Im Anfang wollte es mit dem Gehwerk nicht sonderlich gelingen. Der Simerl hatte entschieden zu viel aufgeladen. Bevor er das Ende des Dorfes erreichte, purzelte er einige Male in den weichen Schnee, raffte sich aber immer wieder energisch empor. Es war ihm ganz glückselig zu Muthe. Einen prächtigen Tag hatte er gehabt und dabei keinen Kreuzer Geld gebraucht! Was wollte er noch mehr! den ganzen Gulden trug er noch im Sack!

Holdrioh. Ein heller Juchzer entrang sich der Kehle des Alten. Das war ja heute ein Leben wie im Himmel!

Zu schneien hatte es aufgehört, aber eisig pfiff der Wind von den Fernern. Den Simerl begann es ordentlich zu frieren. Dabei wurde er aber nüchtern und verfolgte ziemlich stetig seinen Weg. Gegen vier Stunden mochte er so im Schnee dahin gewatet sein, als er aus der Ferne schon die Umrisse seines Dorfes auftauchen sah.

Jetzt könnte er wohl ein wenig rasten, dachte sich der Simerl; denn er war „hundsmüd" geworden. Er hatte gerade eine kleine Waldblöße passirt und setzte sich auf einem beschneiten Baumstrunk nieder. Das that ihm wohl. Er begann ordentlich auszuschnaufen von dem weiten Weg. Und kalt war ihm auch lange nicht mehr so. Ein wahres Gefühl der Behaglichkeit war über seine „zerlatterten" (ermüdeten) Knochen gekommen.

Da klang es dem Simerl, als ob aus dem Dorf herauf Glockengeläute zu ihm geflogen käme.

„Jessas!" dachte er sich. „Läuten sie gar schon zur Fruahmess'! da mag i schaun, daß i hoamkomm! Sonst setzt 's an Efelssturm ab!"

Er öffnete mühsam die Augen. Die ganze Gegend kam ihm „spanisch" vor. Wenn man ihn auf der Stelle erschlagen hätte, er würde es nicht gewußt haben, ob es Nacht oder schon heller Tag sei. Von dem Wald ihm gegenüber ging ein großmächtiger lichter Schein aus, der immer näher auf ihn zukam. Dem Simerl wurde immer ängstlicher zu Mute. Er wäre am liebsten davon gelaufen, wenn er von dem Baumstrunk losgekonnt hätte. —

Jetzt vermochte er in dem Lichtschein die Gestalt eines großen Mannes zu unterscheiden, der mit langsamen Schritten auf ihn zuging. Nun stand der Fremde vor ihm. Er trug ein weißes Gewand, das ihm bis an die Knöchel reichte. Unten schien dem Simerl ein goldener Saum um das Gewand zu laufen. Ein wallender Bart und langes auf die Schulter niederfallendes Haar umrahmte Antlitz und Haupt des Mannes.

Der Simerl erhob sich jetzt und küßte dem Fremden die Hand. „Gelobt sei Jesus Christus!" murmelte er zitternd.

„In Ewigkeit Amen!" erwiderte der Fremde mit einer klaren Stimme. Und wieder war es, als ob vom Thale herauf gewaltiger Glockenklang dränge und mächtig anschwellend die ganze Welt erfülle.

„Ihr seid's wohl a Hochwürdiger Herr?" wagte der Simmerl die schüchterne Frage.

„Ich bin dein Herr!" erwiderte der Fremde schlicht.

„Ihr seid's wohl von da daheim?" fragte der Alte wieder. „Wia kommt's denn in dö Geaend?"

„Ich bin von den Todten auferstanden und bringe dir den Frieden!" ließ sich die Stimme des Fremden vernehmen, dessen Gestalt unter den Waldbäumen zu wachsen schien in's Unendliche.

Ein heftiges Zittern befiel den Armenhäusler. Er sank auf die Knie und streckte die Hände flehend zu der lichten Gestalt vor ihm empor. „Mein Gott! Mein Gott!" brachte er mit halberstickter Stimme hervor. „Nachher seid's ihr ja unser Herr selber! Und i hab' die Fruahmess' versäumt! Und statt z' beten, bin i in's Wirthshaus g'hockt. I bin do a recht elendiger Mensch!" Der Simerl brach in ein bitterliches Weinen aus.

Da faßte ihn der Fremde an der Hand und zog ihn empor und sprach zu ihm, daß es der Alte fassen konnte: „Simerl, sei nicht verzagt. Deinen guten Tag auf der Welt hast du eingebracht. Willst du jetzt nicht mit mir kommen?"

„Unser lieber Herr und Gott, Ihr wollt's mi mitnehmen, mi tadelhaftigen Menschen! So guats seid's mit mir — und ich weiß nit, wia i's verdia'n!" schluchte der Alte. „I bin ja nia was g'wesen, und hab' nia was ausg'richt't auf deren Welt herunten! I bin ja mein Lebtag grad' so a verlor'n Schaf g'wesen!"

„Ich bin der gute Hirt! Und die Letzten werden die Ersten sein!" ertönte da wieder die Stimme des Fremden. Der Alte ging mit gesenktem Haupt mit. Es war ihm so friedlich und still im Herzen geworden. So gut und so feierlich hatte sein ganzes Leben lang noch niemand zu ihm gesprochen.

Und sie wanderten den Berg aufwärts — ins Unendliche, viel weiter, als Menschenfüße tragen — drunten im Dorf aber läutete es zur Wandlung bei der Frühmesse am Ostersonntag. — —

Ausgetrommelt haben sie den Simerl nicht, als man ihn nicht mehr im Armenhause traf. Aber schon am Vormittag des Ostersonntags fand man ihn todt am Waldrand droben. Der herbeigeholte Gemeindearzt von Fügen im Zillerthal konstatirte einen Herzschlag. Der fremde Maler war auch dabei, als man den alten Armenhäusler brachte.

Da man den Silbergulden beim Simerl fand, meinte einer: „Dös is grad' ein Trinkgeld für'n Todtengräber!

„Nix da! entschied der Armenvater. „Dafür lassen wir dem Simerl a Messi' lesen! Er wird's nothwendig g'nug brauchen können!"

Wann zog Goethe seine Uhr auf?

Von Dr. W. Rimpau in Schlanstedt.

Ob die Goetheforschung, welche jetzt immer tiefer in alle Einzelheiten des Lebens und Schaffens unseres großen Dichters einzudringen sucht, sich mit dieser Frage schon beschäftigt hat, weiß ich nicht. Aber auch bei nur oberflächlicher Kenntniß der ins Riesenhafte angeschwollenen Goetheliteratur, wie ich sie leider besitze, wird man zugestehen, daß bereits unwichtigere Dinge aus Goethe's Leben, oder wenigstens solche von gleicher Unwichtigkeit Gegenstand ernster Forschungen gewesen sind.

Die folgende auf sicherer Ueberlieferung beruhende Mittheilung wird daher manchen Goethefreund interessiren.

Im Jahre 1854 erhielt ich als Weihnachtsgeschenk meine erste Taschenuhr. Es war eine einfache silberne Cylinderuhr ohne „Remontoir au pendant" — dieses gab es damals noch nicht —; aber ich habe mich kaum jemals wieder über ein Weihnachtsgeschenk so gefreut und war sehr stolz, wenn ich von Verwandten und Freunden auf diesen neuen Schatz angeredet wurde: „Zeige mal Deine neue Uhr" oder „Was hat es geschlagen?" — Ich war damals zwölfjähriger Gymnasiast in Braunschweig und wurde von meinen Großältern mütterlicher Seite erzogen, dem Stadtdirektor Bode und seiner Frau, geb. Henke.

Bald darauf besuchte meine Großeltern die damals in Braunschweig lebende ältere Schwester meiner Großmutter die verwittwete Frau Bruns, geb. Henke, und als ich erschien, um „die Tante Bruns" zu begrüßen, wurde ich auch von dieser auf meine Uhr angeredet: „Wann ziehst Du denn Deine Uhr auf?" „ „Am Abend." " „Ich auch; aber warum ziehst Du sie Abends auf?" „ „Einen besonderen Grund habe ich nicht dafür." " „Man darf nichts ohne Grund thun." „ „Nun, und warum ziehst Du Deine Uhr am Abend auf, Tante?" „ „Weil das der Herr von Goethe auch that; das habe ich gesehen!" Consequenter Weise hätte ich nun eigentlich die Frage stellen müssen, weshalb denn Goethe seine Uhr Abends aufzog. Dies that ich aber nicht, , ich begnügte mich damit, hinfort Goethe's Autorität für das abendliche Uhraufziehen zu haben. „Tante Bruns" würde auch schwerlich eine befriedigende Antwort auf diese Frage gegeben haben. — Daß sie aber den Herrn von Goethe seine Uhr aufziehend gesehen hatte, hing so zusammen. — (Das Folgende entnehme ich hauptsächlich dem Aufsatze von H. Pröhle „Goethe und der Harz", Westermanns Monatshefte 1866, Seite 764 ff.)

Im August 1805 besuchte Goethe, von seinem Sohne begleitet, von Lauchstädt aus den berühmten Philologen Friedrich August Wolf in Halle, und reiste mit diesem über Magdeburg nach Helmstedt, wo er mit mehreren Professoren der dortigen Universität verkehrte und so in das Haus meines Urgroßvaters kam, des besonders durch seine kirchlichen Forschungen hervorragenden Professors der Theologie Heinrich Philipp Konrad Henke. Dessen Tochter Sophie, die spätere „Tante Bruns", war damals 18 Jahre alt und hat, wie ihre Erinnerung an das Uhraufziehen zeigt, damals schon deutlich empfunden, welch ein Ereigniß ein Besuch Goethe's war, was bei meiner Großmutter, die damals erst ein 14jähriger Backfisch war, nicht der Fall gewesen zu sein scheint, da ich mich nicht erinnere, von ihr darüber gehört zu haben.

Goethe besuchte von Helmstedt aus auch Herrn von Veltheim in Harbke, um den dort angelegten, durch seine vielen ausländischen Bäume berühmten Park zu sehen.

Dann fuhr er mit Wolf und Henke über Sommerschenburg und Hamersleben nach meinem Nachbargute Haus Nienburg zu dem damaligen Besitzer desselben, Herrn von Hagen, der ob seiner vielen tollen Streiche noch heute in hiesiger Gegend unter dem Namen „der tolle Hagen" bekannt ist.

Hier trafen sie noch einen früheren Schüler Hentes an, den damaligen Rector der Schule in Schwanebeck, Weize, der während der Ferien einen Sohn Hagens unterrichtete und dessen Aufzeichnungen wir die Kunde über diesen Besuch verdanken. — Nachdem schon Mittags stark gezecht worden war, sollte am Abend weiter getrunken werden. Als mein Urgroßvater dann aber streikte und sich statt des Weines Bier ausbat, während ihm Herr von Hagen seinen Burgunder anpries, der ein Jahr älter sei als Goethe, schlug dieser vor, man möchte Henke durch einige Verse zum Weintrinken auffordern. Weize improvisirte darauf:

„Golden perlet der Wein, das Bild der geistigen Freuden;
Aehnlich dem sinnlichen Rausch schäumet das schlechtere Bier."

Dieses Distichon bewog den würdigen Theologen, seinen Biertrug bei Seite zu schieben und auch mit 1748er Burgunder zu trinken. Das Gelage dauerte bis tief in die Nacht hinein, und es soll dabei, wie Henke später seiner Familie erzählte, ziemlich wüst hergegangen sein.

Am andern Morgen steckte sich mein Urgroßvater seine Pfeife an mit den Worten: „Nun wollen wir das theologische Air wieder aufnehmen", und fuhr allein nach Helmstedt zurück, während Goethe mit seinem Sohne und Wolf nach Halberstadt fuhr, wo er Gleims Nichte und dessen Neffen Körte besuchte. Von da reiste er am Ende des Harzes entlang über Halle nach Weimar zurück.

Ein Officier über die Torpedo- und Minen-Theorie.

Ein höherer Marine-Officier in Washington soll sich über die von verschiedenen Seiten so hartnäckig verfochtenen Torpedo- und unterseeische Minen-Theorie wie folgt geäußert haben: „Capt. Sigsbee wußte, daß in Havana eine sehr feindselige Stimmung gegen die Ver. Staaten herrschte, und diese Stimmung zeigte sich auch den Mannschaften der „Maine" gegenüber, wenn diese an Land gingen. Er traf daher alle Vorkehrungen, welche der Commandeur eines Schiffes in einem feindlichen Hafen treffen würde. Capt. Sigsbee befürchtete von vornherein, daß der „Maine" Gefahr von einer unterseeischen Mine oder einem Torpedo drohen möge. Er ordnete deshalb an, daß bezügliche Nachforschungen angestellt werden sollten. Am Tage konnte das freilich nicht wohl geschehen, weil die spanischen Behörden das als einen Beweis des Mißtrauens angesehen haben würden; so ließ er des Nachts, unter dem Vorwande sein Schiff bewachen zu lassen, damit die Matrosen nicht unerlaubter Weise an Land schwärmen (was häufig geschieht), Boote aussetzen. Diese Boote waren mit Greif-Ankern versehen, welche auf den Grund des Hafens hinabgelassen, und rings um das Schiff geschleppt wurden, auf eine Viertelmeile im Umkreise. Wären Minen oder verankerte Torpedos, welche mittels einer Drahtleitung vom Lande aus abgefeuert werden konnten, vorhanden gewesen, so hätten die Drähte von den Ankern gefaßt werden müssen, und wärn dann natürlich zerschnitten worden, um die Minen oder Torpedos unschädlich zu machen.

Es wurden indeß keine Drähte gefunden. Von einer unterseeischen Mine welche in Form eines Tunnels vom Lande aus unter dem Hafen hingeleitet wäre, kann keine Rede sein, weil der Boden des Hafens zu schlammig und ein solches Werk, wo nicht unmöglich, so doch nur mit Aufwendung ganz gewaltiger Geldsummen hatte hergestellt werden können. Dem Marine-Departement war es, beiläufig gesagt, bekannt, daß Capt. Sigsbee diese Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte. Nun bliebe noch die Annahme übrig, daß ein Whitehead-Torpedo, der durch einen pneumatischen Apparat getrieben wird, gegen das Schiff abgelassen worden ist. Dies hätte kaum ohne Vorwissen der spanischen Behörden geschehen können. Dann aber bringen diese Torpedos, wie erfahrungsmäßig feststeht, eine Wirkung hervor, welche bei der Katastrophe in Havana nicht beobachtet wurde. Sie werfen eine riesige Wassersäule empor, derartig, daß das getroffene Schiff von derselben förmlich überschwemmt wird, aber hiervon ist nichts berichtet." Soweit der Marine-Officier.

Als eine wichtige Nachricht betrachtet man in Washington die Meldung, daß das Log-Buch und die übrigen Schiffspapiere der „Maine" gerettet sind und in den Händen des Capitäns Sigsbee sich befinden. Es wäre aus manchen Gründen unangenehm gewesen, wenn diese Papiere in falsche Hände gerathen wären, da z. B. der Schlüssel für die Chiffre-Depeschen des Marine-Departements, die Weisungen an Capt. Sigsbee sowie amtliche Correspondenzen darunter waren.

Ein trauriger Unglücksfall ereignete sich kürzlich in der Peoria Cooperage Co., woselbst John W. Wichmann beschäftigt war. Wichmann fuhr Faßdauben aus dem Hofe nach einem Platz, wo dieselben in großen Haufen aufgestapelt wurden. Wahrscheinlich war die letzte Reihe nicht sorgfältig aufgebaut worden, denn als Wichmann eine neue Reihe beginnen wollte, stürzte der Haufen zusammen und Wichmann wurde unter dem schweren Holze begraben und augenblicklich getödtet. Der Verunglückte war Wittwer und hatte seine 5 Kinder im Waisenhause untergebracht. Er war der Sohn von John Wichmann, welcher früher in Peoria als Bierbrauer ansässig war und gegenwärtig in Kansas wohnt.